



Shorena Lebanidze

**Wenn es sein muss,  
bringen wir dich zum Reden**

**Dokumentarische Erzählungen**

Aus dem Georgischen  
von **Katja Wolters**

**Dağyeli**

Die Wiederkehr des Maestros 7

Der Medizinerfall 127

Tod einer Journalistin 145



# Die **Wiederkehr** des **Maestros**

**Das Leben und Sterben  
des Jewgenij Mikeladse**



Jewgenij Mikeladse (1903 – 1937)  
mit seiner Ehefrau, Ketewan Orachelaschwili (1914 – 1975)

# 1

Ich schreibe dir einen Brief, obwohl ich weiß, dass du seit dreißig Jahren nicht mehr lebst.

Ich schreibe dir einen Brief, obwohl ich nicht weiß, wer du jetzt wärest, wenn Schicksal und Menschen dich verschont hätten, wie du zu meinem Verhalten stehen würdest, zu meiner Angst, meinem Schmerz.

Ich schreibe dir, um dich zu fragen: Kannst du dich an die zärtlichen Worte erinnern, die du mir ins Ohr flüsterst? Du lächelst mich sanft an, sprachst mit mir über Musik, strahltest vor Freude. Wir gingen auf einer grünen Wiese spazieren. Ich pflückte Blumen. Du flochtest sie mir in die Haare, schmücktest mich. Ich lachte. Wir gingen im Mohnblütenmeer. Die Margeriten reichten uns bis zu den Knien. Du nahmst meine Hand, gingst voraus, schneller, immer schneller, nun liefst du. Ich konnte dir nicht mehr folgen. Die Kraft verließ mich. Ich fiel fast in Ohnmacht. Die Knie versagten. Als ich stolperte, hobst du mich auf, leicht wie ein Blatt. Meine Füße sollten die Erde nicht mehr berühren. Du rissst mich mit.

Plötzlich bemerkte ich, wie das zarte Grün rot wurde, blutrot. Die Mohnblüten, von den eilenden Füßen zertreten, färbten die grüne Wiese rot. Sie färbten sie mit Blut. Die Margeriten waren zertrampelt. Die Wiese wurde zur Dornensteppe, die Büsche – zu wildem Gestrüpp. Und dann schoss, wo einst die Wiese gewesen war, ein undurchdringlicher Wald aus dem Boden. Die Dornen zerkratzten uns die Waden. Die spitzen Zweige und Nadeln schlugen ihre Krallen in unser Fleisch, sie griffen uns in die Haare, zerfetzten unsere Kleider, sie standen uns im Weg und trieben uns an die graue Mauer einer düsteren Stadt.

Wir liefen. Wir liefen die dunklen, schmutzigen Treppenstufen hinunter, zwischen muffeligen Essensresten, leeren Dosen und zerknülltem Papier. Unter unseren nackten Füßen spürten wir

das abstoßende Gewimmel in den Müllhalden, an der bloßen Haut die feuchte Kälte der fensterlosen Wände und ihren klebrigen Schleim. Mir wurde übel. Ich zitterte vor Angst. Mir schien, die steile Treppe, auf der wir mit Mühe balancierten, drohe uns mit dem Absturz in den Abgrund. Und plötzlich verloren wir den Boden unter den Füßen. Wir fielen in die Tiefe. Der Atem stockte mir. Dann verlor ich die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, gab es keine Treppe mehr. Wir standen in einem halb zerfallenen, muffeligen Kerker. Du öffnetest mit einem Stoß die Tür, bliebst auf der Schwelle kurz stehen, bücktest dich, griffst nach einem schmutzigen, zerlumpten Kleid, das auf dem Boden lag, hobst es hoch, gabst es mir und befehlost mit strengem Blick: »Zieh dich an!«

Selbst warst du auch in Lumpen gehüllt. Mit düsterem Blick sagtest du: »Nun werden wir anders leben müssen!«, und drücktest mir eine Daira\* in die Hand.

Die Daira war schön. Ich wollte gleich darauf spielen. Aber bevor ich sie hochheben, sanft bewegen und die silbernen Schellen zum Erklingen bringen konnte, die um den hölzernen, kreisförmigen Rahmen herum angebracht waren, bemerkte ich, dass ich anstatt des schönen Instruments einen Stofffetzen in der Hand hielt. Ich hob den Kopf, sah mich um, der Kerker war verschwunden. Nun irrten wir ohne Ziel und Zweck durch das Labyrinth der engen, menschenleeren Gassen: Mal nach rechts, mal nach links, mal liefen wir vorwärts, mal wichen wir zurück. Wir verirrten uns, stolperten und fielen auf das Kopfsteinpflaster, stießen an die Mauer, kratzten mit den Händen daran, versuchten in der allgegenwärtigen Finsternis doch noch etwas zu erblicken, aber wir konnten den ringsherum aufragenden Gebäuden nicht entgehen. Mit wachsamen Augen sahen sie auf uns nieder. Sie umkreisten uns. Sie fielen auf uns herab.

Dann verschwandst du plötzlich. Du ließest mich allein.

---

\* Rahmentrommel mit oder ohne Schellen. In den ostgeorgischen Regionen dient sie zur Begleitung von Frauentänzen.

Ich schrie lange lauthals, weinte, rief dich, warf dir vor, mich im Stich gelassen zu haben, zitterte am ganzen Körper, rang um Luft. Ich war dem Ersticken nahe.

»Was ist denn, Liebling? Beruhige dich, beruhige dich, Ketusja!«

Ich öffnete die Augen. Es war dunkel. Das Ticken der Uhr war zu hören. Die Kinder schliefen. Du lagst neben mir. Nun sahst du mich beunruhigt an. Ich begann dir meinen Traum zu erzählen. Du schloßest mich in die Arme, drücktest mich an deine Brust. Ich spürte die behagliche Wärme der mir wohlbekannten starken Hände. Ich beruhigte mich. Die Tränen trockneten. Meine Stimme zitterte nicht mehr. Nun hörte ich dir zu. Du lachtest, machtest unbekümmert Witze. Du sagtest:

»Du wirst sehen, zu guter Letzt werden wir uns einer Truppe von Wandermusikanten anschließen müssen. Du wirst schon sehen, dass du auch in einem zerlumpten Kleid schöner sein wirst als jede Prinzessin... Du wirst schon sehen, du wirst schon sehen... «  
Ich schlief wieder ein.

Der böse Traum wurde von der Nacht mitgenommen und erfüllte sich am folgenden Tag.

Wir erwachten in einem noch schlimmeren Albtraum.

Weißt du noch? Getrennt gingen wir durch den Flur des Gefängnisses. Und dann lebte ich allein zwischen den Baracken des Gulags, wenn man jene Meere, Ozeane von Elend, Verletzung, Kälte, Hunger, Lumpen und Schmutz überhaupt als Leben bezeichnen kann. Am Ende kehrte ich in die Stadt zurück, in der es dich nicht mehr gibt, obwohl ich deine liebe, besorgte Stimme immer noch höre: »Was ist denn, Liebling? Beruhige dich, beruhige dich, Ketusja!« Ich küsse deine Augen. Ich streichle deine blonden Haare. Ich verspreche dir, dass ich dir von meinem Schicksal, meinem grausamen, erniedrigenden Dasein niemals erzählen werde. Ich schwöre es, genauso wie ich in jener Nacht geschworen habe, dir nie wieder meine Träume zu erzählen ...

Warum hast du mich in jener Nacht geweckt und mir nicht erlaubt jenen Albtraum zu Ende zu träumen? Vielleicht wäre ich dann gleich gestorben.

\* \* \*

Tinatin Mikeladse entdeckte die auf den vergilbten Seiten eines alten Schulheftes festgehaltenen Aufzeichnungen im Familienarchiv, unter den Sachen ihrer kürzlich verstorbenen Mutter.

Bevor sie den Mut aufbrachte, das Heft zu öffnen und mit dem Lesen zu beginnen, dachte sie, sie würde als Erstes den in einen schwarzen Frack gekleideten, blondhaarigen Maestro vor sich sehen, oder die Szene, in der Ketusja, die man als einundzwanzigste Person in eine muffige Einzelzelle hineingestoßen hatte, der laute Knall der zugefallenen Tür zusammenzucken ließ. Sie dachte, sie würde hören, wie hinter dem Rücken der dreiundzwanzigjährigen zerzausten Frau, die mit heruntergerissenen Strümpfen und in einem Kleid, an dem alle Knöpfe abgerissen waren, dastand, der schwere Schlüsselbund rasselte. Sie dachte, sie würde das unendliche Labyrinth der nach Fäulnis stinkenden Kerker vor ihrem geistigen Auge entstehen lassen können. Sie dachte, es würde ihr gelingen, die Betonplatten, mit denen der Korridor des Gefängnisses ausgelegt war, mit dem eigenen Rücken abzuzählen, so wie die Mutter es getan hatte, als man sie an Armen und Haaren die Zellen entlangschleifte, auf dem Boden eine blutige Spur hinterlassend.

Ja, sie bereitete sich auf ganz außergewöhnliche Erlebnisse vor. Sie glaubte, dass diese Erwartung etwas mit dem Wunsch zu tun hatte, sich der ihr zu Lebzeiten entfremdeten Ketusja zu nähern, sie endlich zu einem Gespräch zu bewegen. Sie hoffte, ihre Mutter dadurch zurückgewinnen zu können. Und durch die Mutter auch den Vater. Und durch die beiden – ihre Kindheit, die man ihr seinerzeit gestohlen, zunichtegemacht hatte. Sie hoffte, dass die

Entfernung, die zwischen Mutter und Tochter, die unter einem Dach lebten, bestanden hatte, nach langer Zeit endlich spurlos verschwinden würde. Spurlos verschwinden würden all die mit unüberwindbarem Schweigen erfüllten Stunden. Verschwinden würde die stumme Zeit, in der sie zusammen, doch geistig fern voneinander lebten, die Mutter für sich, sie für sich und der Rest der Welt – für sich. Sie selbst fühlte sich von ihrer Mutter und vom Rest der Welt gleichermaßen angezogen, die Mutter allerdings strebte nach gar nichts mehr. Sie hatte keine Kraft dazu und auch kein Bedürfnis. Sie sah keinen Grund, sich mit der Welt, die ihr damals den Rücken gekehrt hatte, zu versöhnen. Ja, Ketusja hatte die Welt nicht nur ohne jegliches Bedauern aufgegeben, sie lehnte sie mit ihrem ganzen Wesen ab. Doch die Stille dieser Frau war kein unwirsches, grimmiges Schweigen, sondern eine herzzerreißende, demütige Lautlosigkeit, die mit der Verbissenheit einer Gekränkten nichts gemein hatte. Es war nicht ein Groll, der sie zum Verstummen gebracht hatte, sondern sie war von einer durch stille Trauer gereinigten, tiefen, hellen Stille erfüllt. Ihre Gedanken galten der Vergangenheit. Die Gegenwart interessierte sie nicht. Sie selbst gehörte gänzlich der Vergangenheit. Als ob nur die für immer vergangenen Tage ihr Leben ausmachten: die Minuten, die es gegeben hatte und die nun verschwunden waren und sich niemals wiederholen würden. Das Leben, das an einem grauen Novembertag beendet worden war. Und nun war bloß noch ihr von Kopf bis Fuß graziler Körper vorhanden, der in dem für sie menschenleeren Universum wenig Platz beanspruchte, beim Anfassen der Gegenstände manchmal kaum vernehmbare Geräusche erzeugte, sich im Raum wie ein Geist lautlos bewegte. Jede Farbe und jedes Geräusch der Welt prallten an ihr ab, auch der lautlose Ruf ihrer Tochter: »Mutti, Mutti, Mutti!«

Tina war doch auch ein Teil ihrer Erinnerungen, ein in der Morgendämmerung aus dem Schlaf gerissenes kleines Mädchen, das an jenem Novembertag schluchzend vom Wohnungsfenster aus zusah, wie ihre Mutter inmitten von Männern in langen schwarzen Mänteln zu einem vor dem Haus geparkten Wagen gebracht wurde. Dieses Schluchzen war es, was Ketusja immer noch hörte, ständig und mit der damaligen Intensität, und nicht die Stimme

der nun erwachsenen Tochter, der Ruf der Gegenwart, die sie ablehnte: »Mutti, Mutti, Mutti!«

Wer weiß, ob sie spürte, wie sich ihre Tochter an jenes zwischen den beiden wie eine Mauer errichtete Wort warf und jedes Mal daran zerbrach? Die Frau, erschöpft und grauhaarig, saß alleine am Fenster, mit einer Zigarette in der Hand, und den ganzen Abend, die ganze Nacht starrte sie schweigend in die Finsternis. Man konnte denken, dass die Erinnerungen, die sie dauernd zurückrief, ihr die Schmerzen linderten, und dass sie mit ihrem Blick die Spuren eines verblassten Freskos suchte. Nur ihre in einer stillen Trauer leuchtenden Augen schienen lebendig zu sein. Nur ihre zitternden Finger bewegten sich und versuchten den vergilbten Seiten eines dünnen Schreibheftes anzuvertrauen, wie schwer der Novemberbeginn ihr zu schaffen machte, mehr als je, weil der Schmerz noch älter und reifer geworden war. Ja, Tina glaubte, dass jene Aufzeichnungen ihr mindestens ein bisschen etwas über ihre Mutter verraten würden. Mit ihrer Hilfe hoffte sie den Dialog, der zwischen ihr und ihrer Mutter nicht stattgefunden hatte, doch noch zu führen. Mutter, würde sie sagen, erzähl mir! Und dann würde diese endlich zu sprechen beginnen. Und sie würde die tage-, monate-, jahrelang herrschende Stille zerstören und durch Wörter ersetzen. Diese Wörter würden die leeren Seiten ihres Mutter-Tochter-Zusammenlebens füllen und die stumm vergangenen Tage aus dem Nebel von Unwissen und Vergessenheit herausholen.

Doch als sie die Anfangszeilen gierig überflog, hatte sie gleich das wohlbekannte Bild vor Augen, das sich in ihrem Bewusstsein längst festgesetzt hatte. So sah sie noch einmal das verängstigte, verzweifelte kleine Mädchen, mit zitterndem Herzen und aufgewühlter Seele, mit von heißen Tränen brennenden Wangen, wie es dastand in Erwartung, dass man gleich die Schandtat aufdecken würde, die es begangen hatte, gefoltert von Schuldgefühlen. Schuldgefühle? Bei einem so kleinen Kind? Bestimmt! Das Erste, was nach der Verhaftung ihrer Eltern in Tinas Wesen Wurzeln schlug, war ein ihr aufgezwungenes Schuldgefühl. Von nun an musste sie mit diesem Schuldgefühl leben. Damit wuchs sie auf.

Als hätte auch sie etwas Schlimmes getan, weil sie als Tochter von Ketusja und Shenja, als Mitglied der Mikeladse-Orachelaschwili-Familie zur Welt gekommen war. Zwar verstand sie nicht, worin genau die ihr angeborene Sünde bestand, aber sie glaubte blind, dass sie zu totaler Ablehnung und ewiger Strafe bestimmt war. Weil man ihre Eltern zu Volksverrätern erklärt hatte, glaubte sie, sie müsse ihren nicht begangenen Verrat mit stummer Ergebenheit und Verzicht auf jegliche Rechte wiedergutmachen. Ja, sie musste sich schuldig bekennen, sie musste jeden um Vergebung bitten, in einem Feuer von Scham und Reue verbrennen, sich bei denjenigen bedanken, die ihr erlaubt hatten weiterzuleben, aber ihr dafür die Last der Einsamkeit auferlegt und alles genommen hatten: das Leben ihrer Nächsten, Freiheit, Privatsphäre, Schlafzimmer, Möbel, Gegenstände, ja, sogar die Kleider ihrer Mutter, bunte, schillernde, leichte, luftige ...

Vielleicht reagierte sie so, weil sie, sobald sie die Aufzeichnungen ihrer Mutter aufgeschlagen hatte, das Bedürfnis verspürte, nicht Shenjas und Ketusjas, nicht Mamias und Mariams, sondern ihren eigenen Gefühlen nachzugehen. Ihr wurde zum ersten Mal klar, dass das bewusste Leben Tinatin Mikeladses mit Eindrücken von Enttäuschung und Verzweiflung begonnen hatte; dass sie bei ihrer ersten Begegnung mit der Welt gleich eine Ohrfeige bekommen, die Bitternis der Entzauberung erfahren hatte. Das dreijährige niedliche Mädchen mit seinen zwei netten Zöpfchen war in ein von Kummer zerfressenes, obdachloses Waisenkind verwandelt worden. Sie kannte sich nicht mehr. Sie kannte niemanden mehr. Wer waren all diese Menschen? Was wollten sie von ihr? Die auf einmal völlig verwandelte Welt spiegelte sich im Bewusstsein des kleinen Mädchens, zeigte ihr hässliches Antlitz und hinterließ dort eine krakelige, dunkle Spur.

So glich ihr Leben der plötzlich in Stofffetzen verwandelten Dai-ra, den mit Mohnblütenblut benetzten Wiesen, den in Dornengestrüpp verwandelten Blumenrabatten, dem auf der grünen Wiese aus dem Boden geschossenen finsternen Wald. Eine verlogene, hinterlistige, niederträchtige Chimäre trieb ihr Unwesen und ver-

änderte die sie umgebende Welt mit höllischer Geschwindigkeit. Ihre Niederträchtigkeit hätte man nicht unterschätzen sollen.



Man konnte es nicht einmal eine Erinnerung nennen, es war nur ein Erinnerungsfetzen, ein Bruchteil des Ganzen:

Eine Frau steht vor dem Wandspiegel.

Das Mädchen starrt sie wie verzaubert an, es kann die Augen nicht von ihr abwenden. In einer Vorratskammer versteckt, steht es mit pochendem Herzen hinter der angelehnten Tür. Vor Aufregung stockt ihm der Atem. Es bemüht sich das Gesicht der Frau, die mit dem Rücken zu ihm steht, oder mindestens dessen Spiegelbild zu sehen. Es stellt sich auf die Zehenspitzen, streckt den Hals, kneift die Augen zusammen. Vergebens. Alles, was es sehen kann, ist ihr Hinterkopf mit dem dunklen, dichten Haar und ein wunderschön geschnittenes, von der Taille weich hinunterfließendes Kleid.

Das Kleid ist aus hübschem gestreiftem Seidenstoff genäht. Das Kind hat mehrmals gesehen, wie vorsichtig die Mutter es vom Kleiderbügel nahm, in seine Ärmel schlüpfte, den schneeweißen Kragen zuknöpfte; wie sie sich die Haare kämmte, die schmalen Füße ins enge Bett ihrer Schuhe gleiten ließ, wie sie mit ihrem großen, schlanken Körper, ihre schön geformten Schultern gleichmäßig schwingend, in den Flur hinausging. Die mit Spitzen besetzten Rockfalten raschelten leise, wiegten sich und stießen wie Flutwellen an ihre Waden in den goldfarbenen Seidenstrümpfen. Sie pflegte kurz vor der Türschwelle innezuhalten, sich umzusehen, ihre sanften schwarzen Augen auf das Mädchen zu richten, es aufzuheben und an die Brust zu drücken und zu küssen. Wie weich waren doch die Lippen der Mutter, für einen Augenblick blieben sie an seiner Wange kleben. Wie lang waren doch ihre Augenwimpern, zart, wie die Flügel eines Schmetterlings, berührten sie seine Haut. Wie schön geschwungen ihre Augenbrauen ...

»Mutti!«, flüstert es, »Mutti!«, stößt mit seiner kleinen Hand die Tür der Vorratskammer auf und stürzt hinaus auf den Flur. Erschrocken folgt ihm seine Amme.

Die Frau, die vor dem Spiegel steht, zuckt zusammen. Als hätte dieser unerwartete Ruf ihren Seelenfrieden, ihre Seligkeit der Selbstbewunderung, ihre Idylle des Mit-sich-Alleinseins zerstört. Gereizt schüttelt sie den Kopf (ihre dichten Haare, die sie gerade hochzustecken versuchte, fallen ihr auf die Schulter) und dann, langsam, sehr langsam wendet die Frau ihr Gesicht dem Kind zu. Es sieht ihr Halbprofil, ihr Profil, das Gesicht von vorn. Tinas Gehirn hat jene grausamen Sekunden, die die Frau brauchte, um sich umzusehen, in winzig kleine Bruchteile zerlegt. Sie kennt sie auswendig, weil sie jenen Augenblick endlos in ihre Erinnerung zurückgerufen hat:

Das Aufblitzen des am Ohrläppchen jener Frau hängenden Perlenohrings.

Den Schatten, den ihre Augenwimpern auf ihre Wangenknochen warfen.

Die im Sonnenlicht, das zum Fenster hereinschien, golden schimmernden feinen Härchen auf ihrer Oberlippe.

Und...

Nun stehen sie einander gegenüber.

Stumm starren sie einander an.

Das Mädchen bleibt wie angewurzelt stehen. Das Entsetzen verschlägt ihm die Sprache. Die sanften Laute, die sein Mund hervorbringen wollte, bleiben unausgesprochen. Es denkt:

Nein. Die Frau mit den zusammengezogenen Augenbrauen, die ihm gegenübersteht und es mit bösem Blick mustert, ist nicht seine Mutter. Es stimmt schon, dass sie ihr Kleid, ihre Ohrringe trägt, sich in ihrem Spiegel betrachtet, sich mit ihrem Kamm kämmt, ihre Wohnung bewohnt, in ihrem Zimmer mit den Absätzen ihrer Schuhe klackert, aber Ketusja ist sie nicht. Nicht nur deshalb, weil diese Frau der Mutter nicht ähnelt, sondern auch, weil es völlig unmöglich ist, dass die Mutter, wenn sie den Ruf ihres Kindes hört, zusammenzuckt. Es ist unvorstellbar, dass die Mutter ihr Kind so anschaut: spöttisch und gleichzeitig maßre-

geland. Ja, aber wo bleibt Ketusja? Warum hat sie ihr Töchterchen hier alleingelassen? Warum hat sie einer Fremden erlaubt, sie und ihren kleinen Bruder aus ihrem Zimmer zu jagen und in die Vorratskammer zu sperren? Wohin ist die Frau verschwunden, deren Augen, wenn sie Tina erblickte, vor Glück wie Kristalle funkelten?

»Mutter!«

Die heißen Tränen strömen noch lange und verbrennen die zarte Haut ihrer Wangen.

Die Frau seufzt, zuckt unwillig mit den Schultern, dreht dem Mädchen den Rücken zu und geht aus dem Haus.

Nein. Die fremde Tante, die den Flur entlanggeht, ist nicht Ketusja. Nein. Nicht bloß deshalb, weil sie andere Gesichtszüge und einen anderen Blick hat, sondern auch, weil ihr Gang ganz anders ist. Wie könnte sie den gelösten Gang der großgewachsenen, schlanken jungen Frau vergessen, vergessen, wie die schillernde Seide ihres Kleides mit leisem Rascheln wie eine Meereswoge an ihre Waden in den seidenen Strümpfen stieß.

»Sei still, still«, hört sie eine bekannte Stimme. Sie wischt sich mit den Fäustchen die Tränen ab und flüchtet sich schluchzend in den Schoß ihrer Amme.

\* \* \*

Die Frau hieß Ekaterine und war Solistin an der Tifliser Oper. Sie besaß eine wunderschöne Stimme. Sie sang alle Sopranpartien, von Desdemona bis Maro, und das Publikum nahm ihre Interpretationen mit Begeisterung auf. Sie bekam alles: Blumenmeere von Verehrern und eine reiche Auswahl an Gesangspartien dank dem Maestro. Fast in jeder Oper, die Jewgenij Mikeladse dirigierte, war die Hauptrolle mit Ekaterine Sochadse besetzt. Solange Mikeladse am Pult stand, sah Ekaterine Sochadse ihren Platz im Proberaum des Operntheaters, auf der Bühne dem Maestro gegenüber. Doch als man den Dirigenten verschwinden ließ, sah sie sich in einem

der angesehensten Stadtviertel von Tiflis (Sololaki), in einer der angesehensten Straßen (Macharadse-Straße), in der geräumigen Fünzimmerwohnung der Mikeladse-Orachelaschwili-Familie, zwischen den Dingen der wunderschönen Gattin des Maestros, Ketusja.

Deshalb zeigte Ekaterine Sochadse sofort nach dem Verschwinden von Mikeladse, noch bevor man den verhafteten Dirigenten aus dem Amt entließ und irgendetwas das Eigentum des »Schädlings« an sich reißen konnte, eine beneidenswerte Tüchtigkeit: Ohne eine Minute zu verlieren, wandte sie sich an die Theaterleitung und reichte einen Antrag ein.

Die Leitung legte umgehend beim Stadtrat Fürsprache für die Sängerin ein.

»Wir bitten Sie, die Wohnung des zum Volksfeind erklärten Dirigenten Jewgenij Mikeladse im Rahmen der Verbesserung der Wohnbedingungen von Volkskünstlern der Georgischen Sozialistischen Sowjetrepublik Ekaterine Sochadse zu übergeben.«

Der Vorsitzende des Stadtrates genehmigte den Antrag innerhalb weniger Stunden.

Am folgenden Morgen trat die berühmte Sängerin mit ungetrübtem Selbstwertgefühl und ohne anzuklopfen über die Schwelle der Maestro-Wohnung, warf einen Blick in die von der Durchsuchung verwüsteten Räume, hielt der entsetzten Amme das frisch erhaltene, ihr Besitztum bezeugende Dokument vor die Augen, stieß herumliegendes Kinderspielzeug angewidert mit der Schuhspitze weg und schritt erhobenen Hauptes schnurstracks in Ketusjas Schlafzimmer.

Nun gehörte alles, was sie sah, einzig und allein ihr. Von Anfang an betrachtete sie sich als einzige rechtmäßige Besitzerin jedes einzelnen Gegenstandes des einst angehimmelten und jetzt öffentlich verurteilten Mikeladse und hatte nicht vor, den von ihr gerade bezogenen Raum mit den Kindern der »Volksfeinde«, der dreijährigen Tina und dem eineinhalbjährigen Wachtang, zu teilen. Von ihr aus sollten sie über alle Berge verschwinden, denn von

den vorhandenen fünf Zimmern gönnte sie ihnen kein einziges, nicht einmal die Vorratskammer. Sie waren ihr von Anfang an ein Dorn im Auge. Ständig stolperte sie über sie, ständig gingen sie ihr auf den Geist: Mal ließen sie etwas fallen, mal verschluckten sie sich, schmatzten, husteten. Das Mädchen lief ihr die ganze Zeit nach und kreischte: »Mutti, Mutti«, um dann vor Enttäuschung zusammenzuschrumpfen, winzig zu werden, so klein, dass man sie auf die Handfläche hätte legen können... Und man konnte ihr nicht in die Augen schauen.

Nein. Sie hatte sie satt, die sich stets wiederholenden morgendlichen Szenen. Die Ihr hinterherlaufenden Kinder, das Getrampel ihrer Füße, ihr Keuchen, den sie verfolgenden lästigen Balg, sein seltsames Bedürfnis, an ihrem Rockzipfel zu hängen: »Mutti, Mutti, Mutti...«

Schließlich war sie eine allgemein anerkannte, verehrte Person. Selbst die Vertreter der höchsten Regierungskreise, die Parteifunktionäre überschütteten sie mit Applaus, mit einem regelrechten Beifallssturm. Selbst die rote Elite sprang nach der Vorstellung auf und rief so lange »Bis! Bis! Bravo! Bravo!«, bis sie heiser wurde. Ihr Stern war unter dem ungewöhnlich gnädigen Blick von Lawrenti Pawlowitsch Berija aufgegangen. Die Spitzenfunktionäre der großen sozialistischen Heimat schmückten sie mit Ehrenzeichen, himmelten sie an, organisierten Treffen für sie, luden sie zu feierlichen Dinners ein. Sollte sie es sich wirklich gefallen lassen, als führende Solistin des Operntheaters, funkeln-der Stern der klassischen Künste, Auserwählte der Crème de la Crème der Intelligenzija, in einer zu einem Waisenhaus verkommenen Wohnung zu hausen? Nein, niemals! Wie lange musste sie die unerwünschten Fremdlinge noch unter ihrem Dach dulden? Wie lange musste sie noch auf den Zehenspitzen gehen, damit ihr das schwächliche Mädchen nicht gleich kreischend nachlief? Für immer? Ewig? Verzeihung, aber darauf, Ersatzmutter für fremde Kinder zu werden, hatte sie nun gar keine Lust und nach Wohltätigkeit war ihr auch nicht. Und bitte, man sollte sie gefälligst nicht an Verdienste des Maestros erinnern, an Hilfe, die er ihr geleistet hatte. Niemand sollte ihr Undankbarkeit und Hartherzigkeit vor-

werfen. Alles, was sie erreicht hatte – merkt euch das gut, Kollegen, Freunde, Kameraden! – alles verdankte sie nur ihrem eigenen Talent und ihrem Fleiß.

Na also! Schluss, Ende! Es reicht! Die Tür steht offen. Der Weg ist frei. Los! Nun sollen sie die Vorratskammer umgehend verlassen, ihren Kram zu einem Bündel schnüren und verschwinden.

## 2

Es gab nur einen Ort, wo sie unterkommen konnten: bei ihrer Tante Tamar, in der Sabtscho-Straße.

Auch wenn man ihre im alten Tiflis übliche bescheidene Bleibe nicht mit der großherrschaftlichen Wohnung in Sololaki vergleichen konnte, auch wenn man aus den kleinen Fenstern der Zweizimmerwohnung nicht auf einen grünen Garten, sondern auf einen asphaltierten Gemeinschaftshof blickte, gab es dort etwas anderes, was viel wichtiger zu sein schien: Sie mussten sich unter dem eigenen Dach nicht wie nur geduldete Fremdlinge fühlen. Nun konnten sie ruhig atmen, lachen, spielen. Ab und zu, nachts, heimlich und flüsternd, trauten sie sich, die verbotenen Namen ihrer Eltern auszusprechen. Mal riefen sie sich Shenja in die Erinnerung zurück, mal Ketusja. Diese existierten irgendwo außerhalb von Zeit und Raum. Doch nicht weit weg, sondern in unmittelbarer Nähe schwebten sie unsichtbar und wenn man sie vermisste, eilten sie mit einem liebevollen, zärtlichen Blick herbei.

Shenjas Kindheit hatte sich doch ohnehin wie ein übermütiger Kobold hinter jedem Vorhang, in jedem Schlüsselloch, in jedem Mauerriss eingenistet.

Hier hatte das Bett ihres Vaters gestanden. Und dort hatten seine Kleider gehangen. Alltagskleider, auch Uniformen der Realschule und der Kadettenanstalt, gestärkte Hemden, Sporttrikots. Hier hatte seine Trompete gelegen, dort sein Horn. Auf einem Foto blickte einen der in die georgische Nationaltracht gekleidete kleine Shenja mit ruhigem, artigem Gesichtsausdruck an. Auf einem anderen saß er zwischen seiner Mutter und seinen Geschwistern. Auf dem dritten Foto turnte er auf einem Sprungbock, auf dem vierten dirigierte er eine Probe des Militär-Blasorchesters.

Ja, was sie da sahen, war die Wohnung, in der ihr Vater seine Kindheit verbracht hatte, aber geboren wurde Shenja nicht in der Sabtscho-Straße, sondern in Baku, am 27. Juni 1903, in eine adlige Großfamilie aus Kulaschi\*, als Sohn des Polizeichefs und Offiziers der Zarenarmee Simon Mikeladse. Simon Mikeladse war Vater von sechs Kindern. Nach seinem Tod kehrte die Familie aus Baku nach Tiflis, in die Sabtscho-Straße, zurück, aber im Jahre 1921, gleich nach dem Sturz der menschewistischen Regierung, flüchteten vier seiner sechs Kinder ins Ausland. Annastasja setzte sich nach Frankreich ab, Ketewan nach Amerika, Grigol und Konstantine in den Iran. Die beiden Letzteren hatten gleich ihrem Vater eine militärische Ausbildung absolviert, deshalb gingen sie dort zum Militär und wurden hochrangige Offiziere. Grigol diente als General und persönlicher Adjutant dem Schah von Persien selbst, Konstantine wurde in jungen Jahren in Täbris umgebracht. Bei der Witwe Simon Mikeladses, Mariam Eristawi, in der Sabtscho-Straße, blieben bloß Tamar und Jewgenij.

Die aus Russland zurückgekehrte Tamar arbeitete als Krankenschwester und der um einiges jüngere Jewgenij besuchte nach dem Abschluss der Kadettenanstalt die Realschule, trainierte in einem Sportklub namens »Schewardeni«\*\* (Falke) und spielte in einem Militär-Blasorchester.

---

\* Eine kleine Stadt in Imereti, Georgien. Sie liegt 5 km von der Stadt Samtredia entfernt und wird erstmals in Aufzeichnungen des 16. Jahrhunderts als Lehen der Familie Mikeladze erwähnt.

\*\* Ein im Jahr 1906 gegründeter Sportklub in Tiflis.

Es war das Jahr 1921. Über Tiflis wehte die rote Fahne. Bei den in Arbeiterklubs durchgeführten, propagandistische Ziele verfolgenden Versammlungen erklang laut und durchdringend »Die Internationale«, in den Boulevards und auf den Plätzen der Hauptstadt hielt die durch neue Kräfte verstärkte sowjetische Garde zahlreiche Militärparaden ab, bei welchen Jewgenij Mikeladse, der künftige Musikalische Leiter des Theaters für Oper und Ballett, in der ersten Kavalleriereihe auf einem Grauschimmel saß und Trompete spielte.

Interessant, nicht wahr! Man kann also daraus schließen, dass genau zu derselben Zeit, als seine Brüder Grigol und Konstantine dem Schah von Persien dienten, das Nesthäkchen des Polizeichefs von Baku, Simon Mikeladse, Trompeter und Hornist der Roten Armee, das heißt des Erzfeindes seines Vaters und seiner Brüder war. Genau zu dem Zeitpunkt, als die geflüchteten Mitglieder seiner Familie versuchten, im Ausland Fuß zu fassen, verkündete der junge Orchestermusiker der Bevölkerung den »glorreichen« Sieg der Roten Armee in den Schlachten von Mamisoni-Muchadiri, Kodschori-Tabachmela und Wasiani-Soghanlughi.

Ja, aber – so dachte später die nun erwachsene Tina – hatte die Tatsache, dass man mit der Trompete in den Händen an der Spitze der Kavallerie ritt, gleich zu bedeuten, dass man sich für die Revolution begeisterte? Natürlich beschränkte sich der Beitrag Shenjas im Aufbauprozess des kommunistischen Systems in Georgien auf seinen Dienst als Musiker im Militärblasorchester. Alles, was er an seinem Dienst schätzte, war, auf dem prächtigen Grauschimmel zu reiten und kräftig ins Mundstück seiner Trompete zu blasen. Er fühlte sich vom Dröhnen der auf dem Kopfsteinpflaster aufschlagenden Hufe, von den auf den Sturmgewehren aufgepflanzten Bajonetten, die in der Sonne glänzten, und den schillernden, sternbesetzten Epauletten angezogen. Er empfand diese Militärparaden als feierliche, überwältigende Umzüge, Aufführungen, von denen er selbst ein Teil war, die er mitgestalten durfte. Beschwingt spielte er seinen Marsch vor einem ohrenbetäubenden Tumult im Hintergrund. Ja, dachte Tina, ihr Vater hielt wohl mit der neuen Realität fröhlich und bereitwillig

Schritt, ohne zu zögern ließ er sich von ihr treiben und machte sich keine Vorwürfe. Er tat doch bloß das, was er auch sonst gern getan hätte. Und was er tat, gab ihm die Möglichkeit, nicht nur sein geliebtes Instrument in die Hand zu nehmen und zu spielen, sondern auch für den Unterhalt der ganzen Familie zu sorgen! Der achtzehnjährige Jewgenij Mikeladse war bereits Assistent des Kapellmeisters und Konzertmeister dieses Militär-Blasorchesters. Dementsprechend durfte er ab und zu außer den Proben auch die Aufführungen dirigieren. Doch bestimmte Zukunftspläne hatte er noch nicht. Er stand immer noch vor der Wahl zwischen Musik und Sport.

In der einen Waagschale lagen die freien gymnastischen Übungen, die von einer speziell zu diesem Zweck komponierten Hymne Grigol Tschchikwadse begleitet wurden, ein öffentliches Schauspiel, das sich durch eine Vielfalt von Kostümen, Sportgeräten und Wettkämpfen auszeichnete. Dazu kamen noch touristische Ausflüge in verschiedene Regionen Georgiens. In der anderen allerdings...

»Ich muss Sie aufs Konservatorium schicken, junger Mann«, hatte der Kapellmeister Valerian Misandari zu ihm gesagt, »Sie müssen mein Nachfolger beim Orchester werden. Sie merken doch sicher, dass ich kaum noch etwas sehen kann.«

Shenja erinnerte sich, wie verzweifelt der Maestro kürzlich die Partitur zugeklappt hatte und auswendig dirigieren musste. Und es war auch schon vorgekommen, dass die Leitung des Operntheaters ihm eine Aufführung nicht genehmigte – mit der Begründung, er würde die Partitur nicht mehr lesen können.

Noch vor kurzem hatte er blass und resigniert am Pult gestanden. Mit getrübtetem Blick starrte er auf die geöffnete Partitur. Dann rieb er sich verzweifelt die Stirn, legte den Taktstock aufs Pult und wandte sich an Shenja:

»Seien Sie gnädig und beenden Sie die Probe, junger Mann!«

Shenja wusste, dass dem Gebrechen des Maestros ein allgemein bekanntes Vorkommnis zu Grunde lag. Man hatte dem Kapell-

meister des Militär-Blasorchesters angeboten Tschaikowskis »Pique Dame« zu dirigieren. Misandari war mit der georgischen Tracht aufgeputzt aufs Podium gestiegen, was zur allgemeinen Belustigung der Orchestermitglieder geführt hatte. Sie beschloßen, die Aufführung zu sabotieren. So verlangsamten sie absichtlich das Spieltempo und hinkten dem Gesang um einige Takte hinterher. Der kreidebleich gewordene Maestro bemühte sich den Rhythmus wiederherzustellen, aber nachdem auf der Bühne bereits das Chaos herrschte und das Publikum seine wachsende Unzufriedenheit lauthals zum Ausdruck brachte, fiel er ohnmächtig zu Boden.

Dieser Vorfall blieb nicht ohne Folgen: Misandari verlor die Sehkraft.

Auch jetzt richtete er seinen getrübten Blick auf den treuen Assistenten, wischte sich die verschwitzte Stirn mit einem schneeweißen Taschentuch ab und fuhr fort: »Sehen Sie, Shenja, unter welchem erheblichen Personalmangel so ziemlich jeder Bereich der georgischen Musikkultur leidet. In was für einer Notlage sich Opernhaus, Philharmonie, Konservatorium befinden. Eine georgische Operntruppe ist immer noch nicht gegründet worden. Ein Sinfonieorchester existiert auch noch nicht. Den Studiengang Dirigieren gibt es nicht. Es gibt so wenig Fachpersonal, dass man uns an den Fingern einer Hand abzählen kann. Iwane Paliaschwili ist bereits sechzig. Polikarpe Paliaschwili ist in Moskau tätig. Ich bin krank. Und eine neue Generation ist noch nicht in Sicht. Bitte, sagen Sie nicht Nein. Ich werde eine Empfehlung an die Fakultät für Musiktheorie und Komposition schreiben. Später können Sie sich vielleicht überlegen, ob Sie Ihr Studium in Leningrad fortsetzen möchten.«

Shenja hörte ihm aufmerksam zu. Und als der Maestro geendet hatte, richtete er sich auf, atmete tief aus, warf dem erschöpften Misandari einen mitfühlenden Blick zu und nickte.

Seine Wahl war getroffen. Shenja entschied sich für die Musik.



Und Ketusja? Wo wohnte die siebenjährige Ketewan Orachelaschwili zu jener Zeit, als der Trompeter der Roten Armee, der achtzehnjährige Jewgenij Mikeladse, auf einem Grauschimmel sitzend mit seinem Instrument in den Händen die Kavallerie anführte? In einem der angesehensten Stadtviertel von Tiflis (Sololaki), in einer der angesehensten Straßen (Macharadse-Straße), in der geräumigen Fünzimmerwohnung des Ersten Sekretärs des Zentralkomitees der Republik, Mamia Orachelaschwili.

Das heißt: Der Sohn des Polizeichefs von Baku, der Bruder des persönlichen Adjutanten des Schahs von Persien und die Tochter prominenter Revolutionäre, Sozialdemokraten und später hochkarätiger kommunistischer Parteigrößen?

Ein Unterschied wie zwischen Himmel und Hölle.

Völlig unvereinbar: der Staatsbegriff, die politischen Visionen, die gesellschaftliche Stellung, die Einstellung zu den Bürgerpflichten. Zwei verfeindete Welten, in denen das Prinzip des gegenseitigen Vernichtens galt.

Shenja und Ketusja.

Shenjas Vater – Simon Mikeladse, Offizier des Zaren. Ketusjas Vater – Iwane (genannt Mamia) Orachelaschwili, Vorsitzender des Revolutionskomitees, Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei. Menschen, die den beiden verschiedenen Wesen Russlands – der Heimat des Zarismus und derjenigen des Proletariats, dem monarchistischen und dem sowjetischen Imperium – mit gleicher Hingabe dienen.

Shenjas Mutter – Fürstin Mariam Eristawi. Ketusjas Mutter – Mariam Orachelaschwili, Vorsitzende der Frauenabteilung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, die ebenfalls einer adeligen Familie aus Kulaschi entstammte und mit Simon Mikeladse ihren Mädchennamen und Geburtsort teilte.

Somit hatten die Klassenfeinde wohl eine gemeinsame Vergangenheit und einen gemeinsamen Familienkreis und gehörten

derselben sozialen Schicht an. Bevor sie ihr Leben den gegensätzlichen politischen Leitgedanken weihten, bewegten sich die Orachelaschwilis in der Umgebung der adligen Intellektuellen und gehörten zu den angesehensten Familien des Gouvernements Kutaissi. Dementsprechend hatten sie die für jene Kreise übliche hervorragende Erziehung und Bildung genossen.

Mamia absolvierte das klassische Gymnasium in Kutaissi. Studierte an der Medizinischen Fakultät der Universität Charkow und an der Petersburger Militärmedizinischen Akademie. Mariam besuchte die Petersburger Institute für Fremdsprachen und Pädagogik, Hochschulkurse für Frauen in Tiflis, die Pariser Universität.

Der Ort, wo Ketusjas Eltern sich kennenlernten und einander nahekamen und wo ihr gemeinsames Privatleben und ihre revolutionäre Tätigkeit begann, war Petersburg.

Während Simon Mikeladse die Feinde des Zarismus, das heißt Gleichgesinnte von Mamia und Mariam, ins Bakuer Gefängnis warf, bekämpften die Orachelaschwilis die Anhänger des Zarismus, das heißt Gleichgesinnte von Simon Mikeladse, aus dem Untergrund der größten Stadt Russlands durch die Verbreitung von Proklamationen und illegaler Literatur. Und wenn Hunderte von bis an die Zähne bewaffneten Polizisten und Gendarmen eifrig konspirative Bleiben von Revolutionären durchsuchten, wechselten Mariam und Mamia ihre Wohnorte wie das Hemd, um sie auf eine falsche Fährte zu führen. Und bis die Untergebenen Simon Mikeladeses sie aufgespürt und ihnen die Tür eingeschlagen hatten, waren die Orachelaschwilis längst auf dem Weg in irgendeine Provinzstadt in Russland, in Mittelasien, in Transkaukasien oder im Nordkaukasus. Mit den Aufgaben, die sie von der Partei erhielten, waren sie mal in Turkmenistan, wo ihr Erstgeborener, Merab, zur Welt kam, mal in Wladikawkas, wo Ketusja geboren wurde, mal in Baku, Tiflis oder Kutaissi. Mal lebte die Familie zusammen, mal getrennt. Während des Ersten Weltkrieges, als Mamia an die rumänische Front geschickt wurde, wo er als Chefarzt des Sanitätsbataillons diente, war Mariam als Pädagogin in Schulen von Wladikawkas tätig.

Dann veränderte sich die Sachlage und diesmal waren es die Orachelaschwilis, die dem engsten Kreis um Sergo Ordschonikidse angehörten und die besiegten Offiziere des Zaren, denen der militärische Rang entzogen worden war, verfolgten.

Während die Generation der Kinder Simon Mikeladse nach dem verzweifelten Widerstand gegen die II. Armee ausblutete, saßen die Mitglieder des Revolutionskomitees Mamia Orachelaschwili und Abel Enukidse am Verhandlungstisch und zwangen den Verteidigungsminister der Regierung Noe Schordanias, Grigol Lordkipanidse, die Kapitulation zu unterzeichnen.

Die Kapitulation, die man hinterlistig als ein Abkommen über einen zeitweiligen Waffenstillstand bezeichnet hatte, bedeutete in Wirklichkeit den Abbruch der militärischen Auseinandersetzung mit der sowjetischen Armee und damit das Ende der Unabhängigkeit Georgiens.

Und die wenige Tage davor von der menschwistischen Regierung verhaftete Mariam Orachelaschwili begrüßte die Annexion Georgiens aus dem Gefängnis von Batumi.

Nun verstand Tina nicht mehr, wer das Opfer und wer der Henker war.

Ketusja und Shenja.

Mariam und Mamia.

In den verworrenen Schicksalen ihrer Eltern und Großeltern den Pfad zu finden, der zur Wahrheit führte, fiel Tina unheimlich schwer.

Wenn sie alle ihr bekannten Ereignisse aus den Leben ihrer Vorfahren chronologisch ordnen wollte, würde sie folgendes Bild erhalten:

Im Jahr 1921 beabsichtigte Shenja Mikeladse dem Rat des Kapellmeisters Valerian Misandari zu folgen und seine musikalische Ausbildung an der Fakultät für Musiktheorie und Komposition am Konservatorium von Tiflis fortzusetzen.

Bevollmächtigt durch ein Dekret, das der Erste Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Mamia Orachelaschwili-

li erlassen hatte, teilte die erste Generation der aus den Gefängnissen befreiten Bolschewiken die führenden Regierungsposten unter sich auf.

Mariam Orachelaschwili bereitete sich darauf vor, Volkskommissarin für Bildung zu werden.

Der zweiundzwanzigjährige Lawrenti Berija wurde auf eine führende Position zuerst beim sowjetrussischen Sicherheits- und Geheimdienst (Tscheka) und später bei der Nachfolgeorganisation der Tscheka, der GPU\* (Geheimpolizei), befördert, nachdem er nach Abschluss des Polytechnikums in Baku im Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Aserbaidschans politische Erfahrungen gesammelt hatte.

So war Tina in der Lage, aus dem Wirrwarr der Handlungsstränge in der Mikeladse-Orachelaschwili-Geschichte noch eine weitere Person herauszufiltern.

Lawrenti Pawlowich Berija war damals noch dabei, seine Kräfte zu bündeln. An Alter, Verdiensten, Rang und Einflusstreichtum waren ihm die Orachelaschwilis noch sehr weit überlegen. Jedoch er strebte wie besessen danach, den Gipfel der Parteihierarchie zu erklimmen. Unaufhaltsam stieg er immer höher. Beabsichtigte, das Oberhaupt der Tscheka Georgiens zu werden. Von der Tscheka zum ZK\*\* war es nur einen Steinwurf weit. Mamia war doch den gleichen Weg gegangen. Und zum Schluss führte dieser Weg nach Moskau.

Noch entwickelten sich die geschäftlichen und privaten Beziehungen zwischen Berija und den Orachelaschwilis in den engen Grenzen von Tiflis. Die Orachelaschwilis hatten beide eine ganz besondere Beziehung zum jungen Lawrenti Pawlowitsch. Mamia

---

\* Objedinjonnoje gossudarstvennoje polititscheskoeje uprawlenije (Объединённое государственное политическое управление): Vereinigte staatliche politische Verwaltung, OGPU, üblicherweise abgekürzt zu GPU, seit 1922 die Bezeichnung der Geheimpolizei. Sie ging 1934 im Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten (NKWD) auf. Die GPU war die Nachfolgeorganisation der Tscheka und eine Vorläuferin des KGB.

\*\* Zentralkomitee.

blickte mit wohlwollendem Auge auf den heranreifenden Politiker, interessierte sich für seinen Werdegang und hielt seine schützende Hand über ihn, weil er in ihm einen willensstarken, vertrauenswürdigen Nachfolger sah. Mariam hingegen konnte ihre Missachtung gegenüber Lawrenti Berija kaum verheimlichen. Die Volkskommissarin fröstelte es, wenn sie das Aufblitzen der Gläser in Berijas Zwicker sah. Ein Schauer durchfuhr sie, wenn sie auf die hinter Berijas stechendem Blick lauernde blinde Grausamkeit, seine enormes Selbstvertrauen beweisende derbe Dreistigkeit stieß. Von dem hohen Rednerpult geschleuderte Ausdrücke wie: »außergewöhnliche Maßnahmen ergreifen«, »bestrafen«, »entlarven«, »verdammen«, »ausrotten«, die Drohung »Wir werden gegenüber den Feinden unserer sozialistischen Heimat unerbittlich sein« ließen ihr das Blut in den Adern gefrieren. Bei jeder Begegnung mit ihm zog sie die Augenbrauen zusammen und versuchte den Blickkontakt zu meiden. Sie verbot sich ihn anzusehen, ihn anzusprechen. Sie ließ ihn nie nahe an sich heran. Manchmal quittierte sie seine Aussagen mit bitteren, giftigen Repliken, die Lawrenti Pawlowitsch noch wortlos hinunterschluckte, die sich aber in seinem Herzen sammelten und wie ein Strudel von Gift und Galle im Kreis drehten.

»Vergessen Sie nicht, dass Sie sich im ZK und nicht in der Tscheka befinden!«, rief Mariam Orachelaschwili ihm vom Sitz des Präsidiums aus empört zu, als er seine Rede vortrug.

Berija hielt inne, räusperte sich, dann sammelte er seine Blätter auf dem Rednerpult zusammen und ohne das Präsidium eines Blickes zu würdigen, verließ er den Saal wortlos, aber sichtlich beleidigt.

### 3

Ketusja und Shenja lernten einander im Jahr 1930 kennen.